

Olof Lagercrantz
Strindberg und ich

Übersetzung aus dem Schwedischen
von Renate Bleibtreu

BERENBERG

Historie in Kürze

Bei meiner Arbeit an der Biografie über Strindberg hätte oft nicht viel gefehlt, und ich wäre verzweifelt. Gründe gab es mehrere. Strindberg klagte häufig, dass sein Gehirn überhitzt sei, er ein Mittel brauche, um sich abzukühlen. Manche seiner eher skurrilen Betätigungen und Pläne kämen als Bestandteile so einer Abkühlungsprozedur in Betracht.

7

Über die Hitze in seinem Kopf wundert sich nicht, wer bedenkt, in welchem Tempo er gelebt und wie viel er geschrieben hat. Nicht anders als Karl XII., den er verabscheute, rannte er von einem Schlachtfeld zum nächsten. So, wie einem das Leben dieses Königs lang erscheint, weil es voller Taten war, so erstreckt sich Strindbergs Leben für den, der es begleitet, ins Ungeheuerliche. Gefühlsmäßig und intellektuell bewältigte er jeden Monat das, wofür normale Leute ein Jahr brauchen. Die Biografie eines solchen Mannes zu schreiben, heißt, über eine Person zu schreiben, die nicht dreiundsechzig Jahre alt wurde, sondern dreihundertsechzig Jahre gelebt hat. Kein Wunder, dass ich mich dem nicht gewachsen fühlte.

Quälend ist es natürlich auch, Tag für Tag die eigene Sprache von der seinen abzugrenzen. Stündlich merkte ich, dass ich ihn innerhalb der Weltliteratur nicht mit dem nötigen Nachdruck dorthin stellen konnte, wo er hingehört.

Aber die Arbeit selbst war ein Trost. Während meiner Zeit als einer der zwei Chefredakteure von *Dagens Nyheter* hatte ich mir angewöhnt, nebenher an einem Buch zu arbeiten. Ich befasste mich in den sechziger Jahren der Reihe nach mit Dante, Nelly Sachs und James Joyce. Vietnamkrieg und Studentenrevolte zwangen 1968 zu Umbrüchen im Denken und Empfinden. Mein Kollege Sven-Erik Larsson und ich be-

urteilten die Weltlage und die Pflichten der Presse unterschiedlich. Insofern hatte ich keineswegs einen ruhigen Arbeitsplatz. Es gab sehr viel Protest gegen die Zeitung, und nicht selten galt er mir.

Die Autoren, denen ich meine freie Zeit widmete, boten mir Schutz. Neben der raschen Rund-um-die-Uhr-Tretmühle im Zeitungsgeschäft gliederte sich die Arbeit an ihnen einer langsam aufsteigenden Kreisbewegung. Seitdem ich meine Tätigkeit als Redakteur beendet habe, ist die Arbeit an Strindberg eine Einsatzkraft von jener Art, wie man sie gegen die Angst vor dem, was in der Welt geschieht, aufbietet.

Tröstlich war auch, dass er mich gänzlich in Beschlag nahm. Oft dachte ich, selbst wenn mein Buch noch so misslingt und von den Kritikern zerrissen wird, kann mir niemand je die *Arbeit* an Strindberg nehmen, die Anstrengung, ihn verstehen zu wollen. Diese Mühe ist Belohnung.

Gegen Ende drang er auch in meine Träume ein. Ich träumte, dass ich schreibe, wachte auf und versuchte mich zu erinnern. Ein Freund fragte, ob es nicht klug wäre, mir einen Tag frei zu nehmen. Ich sagte, dass ich das gerne täte. Man frage aber eine Maus, ob sie nicht ihre Ruhe haben will, wenn die Katze sie gefangen hat. Sie will, und kann nicht. Mir ging es wie der Maus.

Geholfen hat mir eine frühere, etwa drei Jahre lange Beschäftigung mit Strindberg. Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre hatte ich im Seminar von Martin Lamm – dem damals unumstrittenen Meister unter den Strindbergforschern – eine Arbeit geschrieben: »Die satirischen und polemischen Dichtungen Strindbergs zwischen dem Roman *Das Rote Zimmer* und der Ausreise 1883«.

Nicht zufällig hatte ich gerade diesen Zeitabschnitt gewählt. Meine erste Strindberglektüre war *Das neue Reich* gewesen, dieses schallende Gelächter in der geschlossenen, fantastisch fratzenhaften oscarianischen¹ Gesellschaft. Immer wieder habe ich das Buch gelesen und Kraft daraus bezogen. Strindbergs Respektlosigkeit gegenüber allem Ehrwürdigen und Etablierten stieß bei mir zutiefst auf Anklang. Ich war in dieser

liebenswerten, – an der Oberfläche – polierten, geizigen Oberschicht aufgewachsen und spürte bei Strindberg frischen Wind, sah den weiten Horizont.

Meine Magisterarbeit wurde in Verehrung für Martin Lamm unternommen. Ich, als sein Zögling, hatte keinerlei Zweifel an der von ihm vertretenen Ganzheitsmethode – sie schützte einen, etwas hochnäsiger, vor Strindberg –, ja, ja, er habe ja so komische Sachen gemacht und sei zu seinen Ehefrauen so gar nicht nett gewesen, sei zugleich aber ein einzigartiger Dichter, der größte, den wir hätten, und aus diesem Grunde seine, Lamms, und die Mühe der Studenten wert.

9

Mit viel Fleiß verknüpfte ich Strindbergs Werke im behandelten Zeitraum mit der damaligen schwedischen Realität. Detailliert zeigte ich, wie sein Privatleben sich in den Erzählungen *Schwedische Schicksale und Abenteuer* widerspiegelt, wie sich hinter dem Gedicht *Für die Freiheit des Denkens* der Historiker Julius Mankell² abzeichnet, wie die Persönlichkeiten, denen im *Neuen Reich* das Fell über die Ohren gezogen wird, in »Wirklichkeit« aussahen, und ich vergaß nicht, darauf hinzuweisen, dass Strindberg sich bedenkliche Methoden der Polemik keineswegs immer verkniff.

Wie stolz war ich, zeigen zu können, warum die Kunst, Füchse zu töten, in seiner ersten Gedichtsammlung von 1883 so oft zur Sprache kommt. Im Dezember 1882 war nämlich eine Schmähschrift gegen ihn erschienen, und zwar unter dem Pseudonym eines gewissen Michel Perrin. Weil Strindberg nicht wusste, wer dahintersteckte, hielt er sich an die übereinstimmende Bedeutung von »michel« im Französischen mit »mickel« im Schwedischen für »Reinecke Fuchs«. Daher die für den heutigen Leser so unverständliche Leidenschaft, in einem Gedicht nach dem anderen, dem widerwärtigen Fuchs mit Gift oder Flinte nach dem Leben zu trachten.

Nicht minder stolz war ich, zeigen zu können, wie die im Roman *Das Rote Zimmer* erwähnte Gedichtsammlung – publiziert von der Hauptfigur, Arvid Falk, und diskutiert in einem gestrichenen Kapitel –

mit der Ausgabe *Literärt album* vom Jahr 1877 übereinstimmt. In diesem Literaturkalender für die höheren Stände pflegten führende Dichter zu veröffentlichen, allen voran der König. In jenem ausgesonderten Kapitel – abgedruckt im Kommentarteil von *Samlade skrifter* – sitzen Henrik Borg und der Journalist Struve in Lagergrens Café, unterziehen Falks jüngst erschienene Gedichte einer gnadenlosen Prüfung, und alle kitschigen Stellen, die Borg genüsslich vorträgt, entstammen dem genannten Kalender. Wäre das Kapitel erschienen, hätten also einige Leute des literarischen Establishments Kugeln im »Hintern« gehabt, um einen Vulgärausdruck zu wählen, den Strindberg in just diese Gedichtsammlung einfügt. Gestrichen wurde aus Gründen taktischer Rücksicht.

Ich überlegte, ob ich meine Magisterarbeit ausweiten und über Strindberg promovieren sollte. Beim Nachdenken packte mich aber der Überdruß, fast ein Abscheu gegen ihn. Er schien mir viel zu sehr in die Kleinlichkeiten und Kümmerlichkeiten dieses Lebens verstrickt zu sein. Ihm fehle, sagte ich mir, der religiöse Aspekt, das Jenseitige des Lyrikers. Ich verglich ihn mit Erik Axel Karlfeldt, über den ich als ganz junger Mann ein Buch geschrieben hatte, und mit Dante, und fand ihn platt.

Dass ich der Oberflächliche war, dass ich, eingesperrt in einen Käfig von Kleinkariertheit, hier auch Strindberg unterbringen wollte, wusste ich nicht. Ich hatte mich blind gegafft an seiner realistischen Phase, hatte die Beunruhigung und innere Größe seines Werks nicht begriffen und dessen spätere Entwicklung nicht bedacht.

Ich verließ Strindberg und wollte nie mehr zu ihm zurück. Jahrelang habe ich aber oft an ihn gedacht. Als sein hundertster Geburtstag näherkam, schrieb ich ein Gedicht über ihn. Ich schilderte ihn als einen in der Sinnenwelt Gefangenen, ein Opfer seiner Leidenschaften. Ich nannte ihn einen Märtyrer des Auges, einen Sklaven des Gehörs und Tagelöhner seiner Nerven, Knecht im Haus seiner Nase, und war sehr zufrieden mit dieser Bildsprache, die zeigen sollte, wie sehr Strindbergs

Welt begrenzt war von dem, was die Sinne erfassen, nie sitze er mal für ein Weilchen still an »des Ewigen Ufer«³.

Während ich diese Gefangenschaft Strindbergs früher aber qualvoll fand und meinte, dass sie ihn klein mache, behauptete ich nun – und das war neu –, gerade sie sei seine Größe. In meinem Gedicht heißt es weiter, ein Fuchs – Michel Perrin dürfte hier kaum gespukt haben –
sorge stets für genügend Auswege aus dem Bau und könne daher immer entwischen. Strindberg habe eine solche Möglichkeit hingegen nicht gehabt. Als er Siri von Essen unter ihrem blauen Schleier auf der Drottninggaten sah, war es hoffnungslos um ihn geschehen. Er war ein Fuchs, ohne Notausgänge, bejahte sein menschliches Schicksal und lebte sein Leben, als wäre es das einzige.

II

Meine erneute Beschäftigung mit Strindberg stand unter dem festen Vorsatz einer unbelasteten Herangehensweise. Ich las zunächst immer wieder seine Werke und nahm die vorhandene Forschung erst zur Kenntnis, als ich das schon eine ganze Zeitlang getan hatte.

Nach ein paar Jahren war das Fuchsbild wieder da, jetzt interpretierte ich es aber anders als vor dreißig Jahren. Ich las die Tolstoistudie *Der Igel und der Fuchs* von Isaiah Berlin. Der Titel bezieht sich auf das griechische Sprichwort vom Igel, der nur eines kann, sich einrollen, und vom Fuchs, der viele Tricks und Künste kennt. Berlin diskutiert die menschliche Spezies, im Besonderen Tolstoi, ausgehend vom Unterschied zwischen diesen beiden Tieren. Der Igel stehe für diejenigen, die nur eines wollen und ihm alles andere unterordnen – das Urbild dessen ist natürlich Jesus Christus –, und der Fuchs für diejenigen, die sich auf vielen Feldern erproben. Der Igel war, mit anderen Worten, mein alter Fuchs ohne Notausgang – jener Strindberg des Jahres 1949.

Er hatte sich durchaus gefangen nehmen lassen – von Frauen, Ideen, seiner Leidenschaft für Politik –, mir fiel jetzt aber sein Igelwesen auf, kenntlich vor allem daran, dass er sich das ganze Leben lang auf eines konzentrierte, seine Dichtung – und auf die Pflichten ihr gegenüber. Immer deutlicher zeigte sich bei meiner Arbeit der Aspekt, dass Strind-

berg nicht in erster Linie ein Opfer seiner Leidenschaften gewesen war, sondern sein Leben zu seiner Beute zu machen vermocht hatte⁴. Nie gewann er ganz die Kontrolle, kämpfte aber darum, sie zu erlangen. Er schwankt ständig zwischen Opfer und Beute, und daraus unter anderem erklärt sich das intensive Leben, das von ihm ausgeht.

Leseprobe aus:

Olof Lagercrantz
Strindberg und ich

Aus dem Schwedischen von Renate Bleibtreu

96 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

Die Originalausgabe erschien 1980 unter dem Titel »Eftertankar om Strindberg«.

© Olof Lagercrantz

© der deutschen Übersetzung:

2012 Berenberg Verlag, Ludwigkirchstraße 10 a, 10719 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-56-6



BERENBERG